

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 49

Artikel: Psychologie des Pyjamas und freundlicher Nachruf auf das Nachthemd
Autor: Mohr, Mario
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

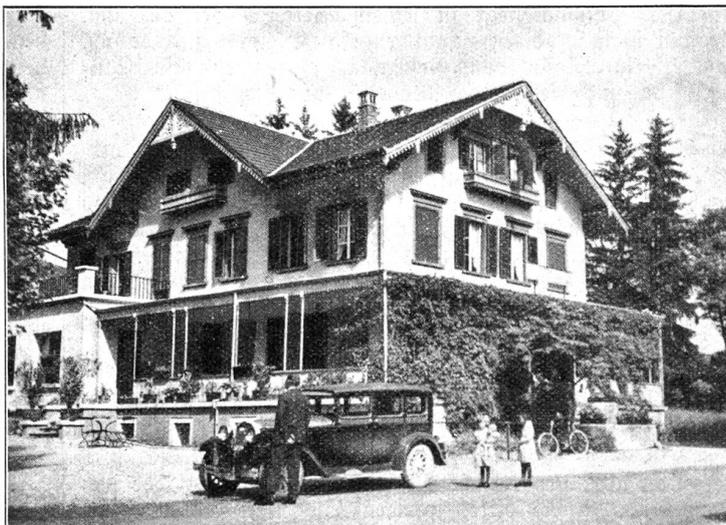
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bad Blumenstein.

Zuoberst im heimeligen Gürbetal, flankiert von einem ausgedehnten Park und umgeben mit blumigen Wiesen, liegt still und verträumt seit alten Zeiten das renommierte Stahlbad Blumenstein. Die Analyse von Schwarzenbach gibt der Quelle 0,0122 kohlen-saures Eisenoxidul. Der gegenwärtige Besitzer, Herr Pfäffli, gibt sich alle Mühe, Gesunden und Erholungsbedürftigen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Vor kurzem hat er die Bäder vom untern Gebäude in das obere, hier abgebildete Pensionsgebäude verlegt, die Zentralheizung einbauen lassen und mit andern Einrichtungen sein Etablissement der Neuzeit angepaßt.

In Blumenstein wurde schon im 17. Jahrhundert gebadet, jedoch erst von 1688 an ständig gewirkt. Oft befahl die Regierung, es dürfen nur an Badgäste Getränke verabreicht werden. Doch ging es ähnlich wie bei den Tanzverboten, trotz aller Mandate, Anzeigen und Bußen vergnügte sich das Volk jeden Sonntagnachmittag mit Wein und Tanz. Der am frühesten genannte Besitzer des Eisenbades war ein Christian Rothacher. Auch die älteste Handänderung, eine Tauschbeilenschrift vom 17. Dezember 1712 nennt einen Bürger und eine Bürgerin von Blumenstein. Die Witwe Maria Studt, geb. Herren, tauschte damals mit Einwilligung ihres Vogtes Hans Rufener, des Weibels, mit Hans Rufener, am Bühl, das Haus mit Badhaus und Speicher, Keller und Sod samt zudienenden Badkesseln, wie auch zwei Hofstätten beim Badhaus und beim Schambühli gegen einen Kuhberg in Achetten und 1900 Pfund Geld. Besiegelt ist dieser Brief vom Schultheiß von Werdt und als Zeuge ist genannt der Hauptmann Jakob Moser von Zwißelberg. Der Brüggsommer ins Schloß Thun — eine Steuer — betrug 20 Schilling, die Abgabe an die Gemeinde eine Krone. Dazu hatten die Bürger von Blumenstein das Recht, billiger zu baden, oder, wenn sie das Holz zum Wärmen des Wassers mitbrachten, unentgeltlich. Auch der Herrschaftsherr in Burgistein, alt Landvogt von Wattenwyl, konnte mit seinem Gefinde unentgeltlich baden. 1730 wirkte ein Christian Bähler und dann der Großweibel Stähli aus Thun, der Vater des Pfarrers Heinrich Stähli. Das Bad war unterdessen verkauft worden an Samuel Albert Manuel, Bürger von Bern, der es dann 1747 für 6066 Pfund an den Ratsherr Samuel Tschaggens in Thun weiterverkaufte. 1770 finden wir als Besitzer den Landmajor J. R. Müller in Amsoldingen. Die Erbauung eines neuen Gasthauses oberhalb des Bades brachte seine Finanzen derart ins Schwanken, daß er den Geldstapel anrufen mußte. 1792 erwarb Frau Frisching-von Tschärner in Rümli den Besitz und überließ sie 1823 ihrer Großtochter Sophie von Wattenwyl. Trotz der ungünstigen politischen Zeit kam das Bad wieder in guten Ruf. Die Familie Frisching erstellte die Parkanlagen, die noch heute das Bad zu einer angenehmen Sommerfrische gestalten. Auch scheinen sie für gute Klientel gesorgt zu haben, denn im Jahre 1813 weilte der französische Graf Talleyrand hier zur Kur. Lehnwirt war der Blumensteiner Johann Hediger, der als Einheimischer mehr Zuzug hatte als ein Fremder. Auch machte er in den Zeitungen gehörig Reklame und suchte die Gäste in jeder Hinsicht zufrieden zu stellen. Damals kostete die Pension im obern Gebäude drei (alte) Franken, im untern Gebäude fünf Baken weniger.

Auch der bernische Arzt Dr. Langhaus trug viel zum guten Ruf des Etablissements bei. Aber bald ging es wieder rückwärts, obgleich die Heilkräfte des Wassers dieselben blieben. Zuweilen mögen die Wirte selber gefehlt haben. So wurde mir von einem Wirt erzählt, daß er einem Prinzen für ein Eiergericht 100 Dublonen abverlangt habe. Als dann der überforderte Gast fragte, ob denn hier



Bad Blumenstein.

die Eier so rar seien, sagte der Wirt: „Nein, aber die Prinzen!“ Im Jahr 1874, als das Bad im Besitz des Gastwirts Rudolf Rüfenacht aus Thun war, brannte das anno 1770 von Ratsherr Müller erstellte obere Pensionsgebäude nieder. Unter Mithilfe der Gemeinde Blumenstein, die es später übernahm, konnte das Haus wieder aufgebaut werden. S. A. G.

Psychologie des Pjamas und freundlicher Nachruf auf das † Nachthemd.

Man kann die Menschen einteilen in zwei große Klassen: die einen ziehen, wenn sie schlafen gehen vom Pjama nur den oberen Teil, die anderen ziehen nur den unteren Teil an.

Ich will heileibe keine Modereaktion hervorrufen und gebe unumwunden zu, daß das †††, alte Nachthemd ein schauderhaftes Möbel war, in dem jeder Mann zum Gott-erbarmen komisch aussah und aussieht. Aber es war praktisch. Man konnte darin schlafen. Im Pjama kann man es nicht, ganz abgesehen davon, daß man sich auch noch über den zuständigen Artikel meistens im Unklaren ist.

Die Jacke ist zu kurz. Und die Hosen sind zu unbequem. Läßt man sie auf, gehen sie nachts wandern. Schnürt man sie zu, drücken sie despektierlich auf das ruhebedürftige Nachessen und befürworten die fürchterlichsten Träume.

Wie machen Sie es, Verehrtester?

Ich habe alles probiert. Nur mit oben, nur mit unten, mit beiden Teilen, mit gar nichts. Alles war nicht das Rechte. Und ich habe bei meinen Freunden rumgefragt.

Der eine trägt nur die Hufe und hustet. Der andere trägt nur die Jacke und hat Ischias im Bein. Einer zieht allabendlich beide Teile an und wacht allmorgendlich ohne alles auf. Die Jacke muß er am Kopfende suchen, die Hufe führt ein beschauliches und zerknittertes Dasein unten im Bett.

Gert aber hat die einzig mögliche Lösung gefunden. Er ist genial und paßt darum in keine der angegebenen Klassen. Ich habe bei einer gemeinsamen Reise sein wohlgehütetes Geheimnis entdeckt und er hat notgedrungen gestanden. Ein Nachthemd kann man nicht tragen. Das ist ausgeschlossen. Was würden die Leute sagen? Und das Zimmermädchen?

Einen Pjama kann man auch nicht tragen. Das ist ausgeschlossen. Siehe oben. Infolgedessen besitzt Gert doppelte Garnituren. Je einen Pjama und ein, bitte leise, jawohl: ein Nachthemd alten, ältesten Stils.

Der Bnjama liegt in seinem Bett, wartet auf ihn, sorgsam vom Mädchen zusammengefaltet, und zeugt davon, daß er ein Mann von Geschmack, Benehmen und Stillegefühl ist und weiß, was Mode ist und sich gehört.

Abends, wenn die Türe fest verschlossen ist, legt er den Bnjama beiseite, holt aus seinem Koffer ein verschürtes Paket und bewaffnet sich mit seinem Nachthemd. Es leistet ihm treue Dienste bis es morgens wieder still und heimlich verschwinden muß. Dann holt Gert wieder den Bnjama herbei, wälkt und zerdrückt ihn, um mit seiner Unberührtheit keinen Verdacht zu erregen und wirft ihn über das Bett.

„Und zu Hause, Gert?“

„Zu Hause, da mache ich es gerade so. Da verstecke ich das Nachthemd im Bücherschrank hinter den Klassikern. Was wollen Sie, es ist die einzig mögliche Lösung.“

Ob es noch mehr Menschen so machen?

Das alte, urväterliche Nachthemd ist tot. Es lebe das Nachthemd. Aber, bitte, sprechen Sie nicht davon.

Mario Mohr.

Beim Brot.

Von Gertrud Egger, Bern.

Den Herbstwind im Nacken, lief ich das graue Bord hinunter, zur Mutter Hofer. Es ging an die Wärme. — Groß waren im Umkreis die Berge gelagert, greifbar, von fließender Bläue. Den Tannwald hoch über meinem Lauschen durchbrauste dumpf der nahende Winter. Ich stieß die schwere Tür im einfachen Bauernhause auf. Sie führte gleich in die Küche, die geweißt eine Bauernküche war, mit ruffigem Kaminshof. Den Klopfer gebrauchte ich nicht, um einzutreten. Mutter Hofer erwartete mich zu jeder Stunde. Nicht daß ich ein Vorrecht hatte vor anderen. Bei ihr war alles daheim, was heraufkam. Deshalb ging der Klopfer selten, ob auch noch so viele im abgelegenen Berghaus eintraten.

„Guten Tag, Mutter“, rief ich, froh, an der Wärme zu sein. Aber da konnte ich nichts weiter herausbringen. Ich sah, wie die alte Frau still am Tisch über einem Stück Brot saß, das sie unberührt ließ, und sie weinte. Vor den vorhanglosen Fenstern verging der Tag, und das Tal lag trübe unter uns, mit schaumiggrau aufglimmerndem Fluße. Ich wäre am liebsten zur Mutter hingelaufen und hätte den Arm um sie gelegt. Weil sie aber vor anderen nie weinte, mußte es ihr leid sein, gesehen zu werden. Ebenjowenig vermochte ich, sie jetzt allein zu lassen. So verharrte ich eine Weile an der Tür. Da schaute die Mutter aus trauriger Verfunkenheit auf, lächelte mir heiter zu und bat mich wie sonst, heranzukommen. Ich fragte nichts, konnte mir aber nicht wehren, ihr die Hand zu reichen.

Und da sieh, da fing sie selber zu erzählen an. Als ich mich zu ihr setzte, bemerkte ich, daß sie das Bild eines kleinen Mädchens auf dem Schoße hielt. Und bei heimlichem Hinsehen entdeckte ich, daß das Kind wohl Bärbeli sein mußte, die einzige Tochter, die nicht an Schwindlucht gestorben war. Als ich zum erstenmal ins Haus kam — heute vor einem Jahr — hatte Bärbeli mir als Erste die Tür aufgetan. Ein hübsches Mädchen. Jetzt war Bärbeli des Ulrich Haußers Frau und hatte vor einer Woche zum letztenmal den Klopfer an der Tür blank gepußt. Sie wohnte im Tal unten, und bald würde Schnee fallen auf die steinigen Wege zu ihr. Schlitten und Roß im Vorberghaus waren verkauft, weil der Hagel den Blust verwüstet hatte. „Sonst geht es uns nicht schlecht“, pflegte Mutter Hofer zu sagen. Und wenn sie das sagte, glühten ihre Augen den braunen von Bärbeli. Nur das Gesicht war nicht Bärbelis glattes und junges. Es war vielmehr ein Stück durchfurchtes Aderland.

„Sonst geht es uns gut“, sagte Mutter Hofer auch heute, wie wir am Tische saßen. Dann langte sie nach dem Brot, schnitt mir mit einem Spaß eine tapfere Scheibe ab und hieß mich essen. Während ich gern zugriff, legte sie die hageren Hände gefaßt vor sich auf den rohgezimmerten Tisch. Dann erzählte sie weiter: „Das Brot hier hat Bärbeli noch gebaden. Dort am Ofen hat's geknetet, das Meitschi, und in das Feuer geschaut. Da ist der Ueli hereingekommen und hat gesagt: „Toueli, du wirfst mir noch blind!“ — „Das bist du schon“, ist ds Bärbeli aufgesprungen, „sonst würdest du sehen, daß aus meinen Broten nichts wird.“ Se nu, sie haben dann zusammen doch noch vom Brot gegessen, und der Ueli meint, er habe nie so gutes gehabt. „Bist eben blind?“, meint ds Bärbeli, und es blüht ihm aus seinen Augen. — Se nun, wenn's nur gut kommt mit den zweien.“

„Aber der Ueli ist gar ein Rechter!“

„Das schon, das schon“, stimmt sie nachdenklich ein, „Aber man kann nie wissen, wie's geht zwischen zweien. Und wenn beide noch so recht sind. — Queget da“, zeigt sie nach längerem Schweigen. Das Zucken im Gesicht ist überwunden. „Queget, das da ist unfer Bärbeli gewesen. Seht, die Frau vom Photograph ist noch extra gekommen und hat dem Kind mit einem wunderschönen weißen Kamm die Härlein gescheitelt. Seht gut, man merkt es fast nicht. Es hat ja nur Flaum von Haaren, das Kind.“ Mutter Hofer hat nicht vergessen, daß der Kamm der Photographenfrau vor einundzwanzig Jahren weiß und ganz besonders klein gewesen ist. Oh, sie hat nichts vergessen. Sie weiß noch, wie das Bärbeli zum erstenmal aus der Milchflasche trank, wie es zum erstenmal auf die Stabelle gekrochen ist, „geborzet hat's wie ein Hündlein“. Sie weiß, wie es unter einem großen Strohhut seinen ersten Nachmittag auf dem Feld verlebte, mitten im Heu. Seine Schuhe hatte es ausgezogen und die Füßchen in beide Hände gepackt. „Und so schaukelte es mit rundgemachtem Rüdlein immer hinauf und hinunter und ringsherum, wenn es just nicht schlief unter dem Strohhut. Damals hat noch sein Vater gelebt.“ Die Mutter Hofer hat nichts vergessen trotz aller Arbeit und Not um die hinsiehenden Kinder.

Als schon die Lampe in der getäferten Stube brannte, erzählte sie noch von der Tochter. Ohne Wehleidigkeit. Und ich konnte mich nicht satt fragen, jetzt, da ich durfte. Bärbelis ganzes Wachstum durfte ich verfolgen, so gut eine außenstehende und gleichaltrige Städterin das kann.

Beim Gutenachtsagen holte Mutter Hofer wie immer Nessel für mich, und der Hagel hatte doch in den Blühet geschlagen. Zu ihnen legte sie den letzten Bissen von Bärbelis Bauernbrot. Ich wehrte ab, „den behaltet für Euch, Mutter!“ Da flüsterte sie in ihrer leisen Schalkheit: „Nein, nein, den nehmet. Da ist ein Zauber drin. Bin altes Holz, ich. Den Jungen aber mag's Glüd antun.“

Durch alle Nacht sah ich ihr freundliches Zunicken. Dann schloß sich die Haustür sacht, und ich trug den Zauber in meine einsame Stube.

Du sollst mich liebhaben.

Von Adolf Holst.

Du sollst mich liebhaben und meine Hände halten,
So in den Sommertagen wie in den leidbergenden, bitterkalten.

Ill mein Verzagen und den trogigen Willen
Sollst du behütend in lächelnde Liebe hüllen.

Und wenn die Totengräber klopfen, mich zu begraben,
Mich zu bergen in dem Sterben, dem bitterkalten —
Dann sollst du bis zulezt meine Hände halten.
Und du sollst mich immer liebhaben.